

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

17 (16.4.1837)



1837.

Ein Rhinoceros im Kampf mit mehreren Elephanten



Der Kampf des Rhinoceros mit
Elephanten.

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XVII.

Die Naturgeschichte des Rhinoceros ist immer noch weniger bekannt, als die manches andern asiatischen großen Säugethiere's. Seinen Bau kennt man zwar schon seit langer Zeit ziemlich genau, aber über seine Lebensart, seine Stärke, und viele andern sehr interessante Eigenthümlichkeiten weiß man bis jetzt wenig Zuverlässiges, und auch jetzt müssen wir uns auf die Erzählungen derer verlassen, die in den Gegenden, wo man das Rhinoceros findet, wohnen.

Es ist fast unmöglich, es im Stande der Wildtheit genau kennen zu lernen, denn es hält sich gewöhnlich nur in undurchdringlichen Wäldern auf, ist von außerordentlich wilder Natur, durch ein unverwundbares Panzerhemd geschützt, und sehr rasch und behend in seinen Bewegungen. Daher ist es äußerst selten, dieses Thier nur einen Augenblick zu Gesicht zu bekommen.

Das Rhinoceros erreicht selten eine Höhe von 6 Fuß, gewöhnlich nur 4 und einen halben oder 5 Fuß. Der Kopf ist länglich und unförmlich, die Augen sind klein, die Ohren haben Aehnlichkeit mit denen eines Kalbes oder Hirsches, und auf der Nase trägt es ein 4 bis 5 Zoll hohes Horn, von stumpfkönischer Form, etwas stirnwärts gebogen. Dieses Horn scheint seine einzige Waffe zu sein. Es hat Zähne wie das Rindvieh, und frisst Gras. Sein ganzer Bau ähnelt dem eines recht starken Ochsen. Der Schweif ist kurz und mit einem kleinen

Büschel ganz kurzer Borsten besetzt, und stärker gekrümmt als der des Elephanten und des wilden Schweines. Den Körper schützt gegen jede Verletzung eine außerordentlich dicke Haut, die an manchen Stellen einen Zoll dick ist, und in weiten Falten über einander liegend und gegen die Beine niederhängend auf ihm liegt; gegen die Beine zu hören die Falten auf, und die Haut hat eine glatte Form, nicht unähnlich den Schuppen an den Füßen der Hühner. Der ganze Körper ist ohne Haar, den Schwanz ausgenommen.

Das Rhinoceros ist der geborene Feind des Elephantenweibchens, und greift es an, wo es dasselbe allein findet, oder nicht vom Männchen beschützt sieht. Es schlägt demselben den Bauch auf, wohl wissend, daß sein starkes Panzerhemd es leicht gegen die schwachen Angriffe eines Weibchens oder den Zahn eines jungen Männchens schütze. Die scheinbare Stumpfheit des Hornes, welches unten ungefähr eben so dick als hoch ist, scheint es zwar zu einer unansehnlichen Waffe zu machen, und doch ist es brauchbar, harte und dicke Massen zu durchschneiden.

Wir müssen im Voraus bemerken, daß man Kämpfe, wie auf dem vorliegenden Blatte selten sieht; doch aus dem Zeugniß der glaubwürdigsten Personen, aus dem Umstande, daß man Elephanten zuweilen todt gefunden hat, und augenscheinlich an vom Rhinoceros beigebrachten Wunden umgekommen, und endlich noch aus dem Zufalle, daß der Bauch eines großen männlichen Elephanten den man neben einem Rhinoceros todt gefunden hat, aufgerissen, und hinwieder das Rhinoceros von dem Zahn eines Elephanten an den Rippen durchbohret war, läßt sich auf die unzweifelhafte Richtigkeit der besagten Behauptung schließen. Manche Eingeborene behaupten auch, bei solchen Kämpfen zwischen Rhinoceros und Elephanten (ohne Zwei-

fel in ziemlich weiter Entfernung) gegenwärtig gewesen zu sein. Man könnte diese Erzählungen vielleicht doch in Zweifel ziehen, hätte nicht der englische Major Lally, auf dessen Wahrheitsliebe man ganz und gar vertrauen kann, versichert, er habe bei einer Jagdparthie, die auf Elephanten gerichtet war, von der höchsten Spitze einer kleinen Hügelreihe, einen solchen verzweilungsvollen Kampf zwischen einem großen männlichen Elephanten und einem Rhinoceros mit angesehen. Der erstere schien der Schützer einer kleinen Herde zu sein, die sich mit großem Schrecken zurückzog, wurde besiegt, und floh vom Rhinoceros verfolgt, in einen tiefen Wald, wo man noch ein tiefes Brüllen hörte, aber nichts mehr sehen konnte. Der Major Lally, von Neugierde, den Ausgang des Kampfes kennen zu lernen, getrieben, wäre gern mit einem Feuergegewehre bewaffnet, (um sich im Falle eines Angriffs des Rhinoceros schützen zu können) den Kämpfern nachgezogen; aber sein Mohauts (Elephantenführer) weigerte sich geradezu seinen Befehlen hierin zu gehorchen.

Als sich Major Lally einige Zeit nachher auf der Elephantenjagd befand, wurde seine Abtheilung durch ein Rhinoceros verfolgt, dessen Nachsehen zu entfliehen, große Eile kostete. Er bekannte nachher, daß ihm die Erscheinung dieses Thieres und die augenscheinliche Furcht seiner Elephanten großen Schrecken eingejagt, und ihn ganz und gar zur Meinung seines Mohauts belehrt habe.

Durch diese Reihenberichte wäre also die Mittheilung des berühmten griechischen Naturforschers Aristoteles bestätigt, welcher behauptet, daß das Rhinoceros mit dem Elephanten in einer beständigen Feindschaft lebe. Neuere Naturforscher ziehen jedoch diese Behauptung in Zweifel. Wahrscheinlich lassen sich alle widersprechenden Mittheilungen darin vereinigen, daß das Nashorn sich nur dann gegen den Elephanten vertheidigt, wenn es gereizt und angegriffen wird. Ungereizt geht es aus dem Wege, gereizt und verwundet ist es dagegen fürchterlich und gebraucht sein Horn als gefährliche Waffe. Dieses beweist folgendes Beispiel:

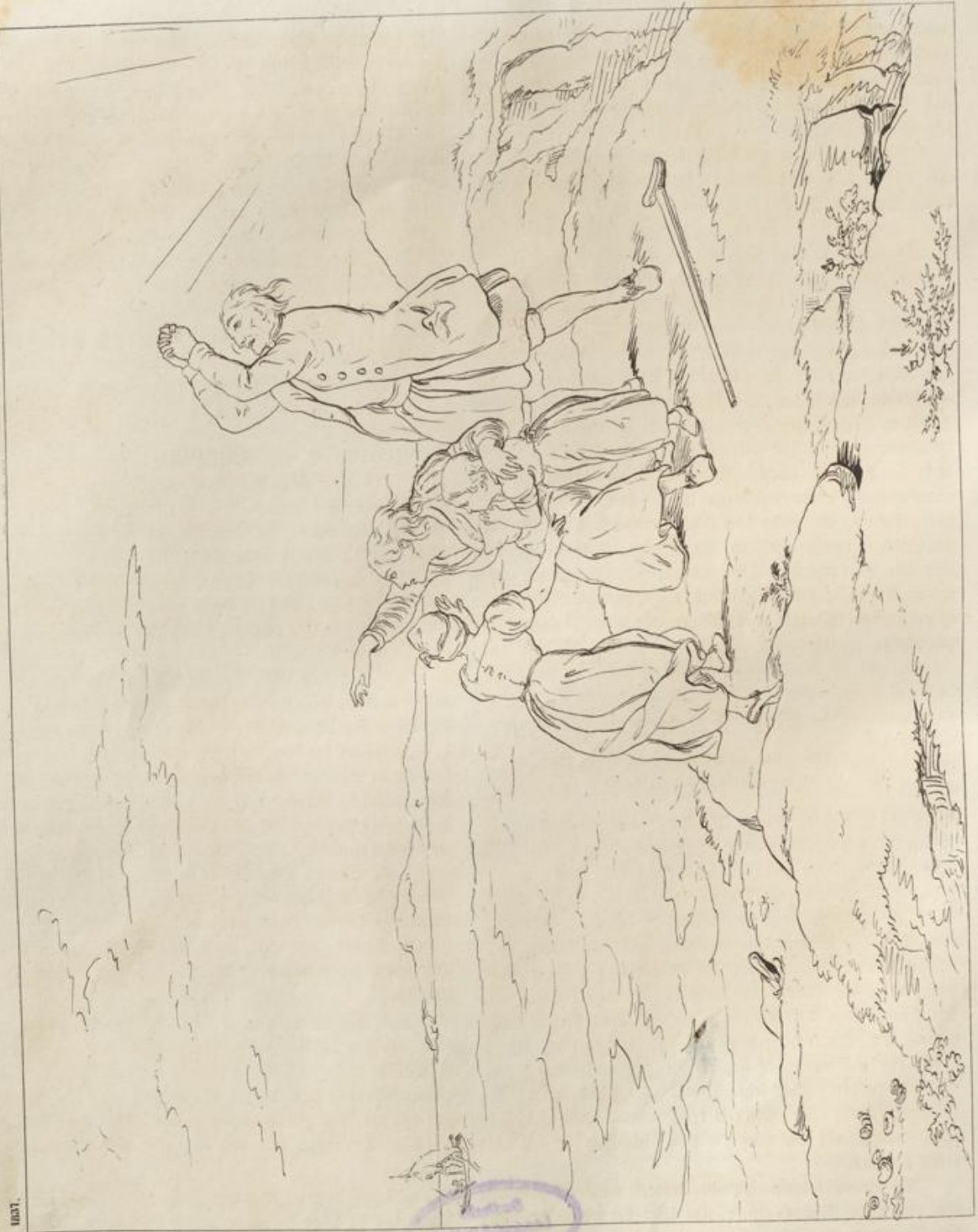
Der Pater Borri wohnte in Ostindien einer Nashornjagd bei, welche der Statthalter von Nuncmann in der Provinz Palucambi in einem Wald mit mehr als hundert Personen anstellte. Als das Nashorn aufgejagt war, ging es ohne anscheinende Furcht vor der Menge der Menschen auf sie los, und als diese bei seiner Annäherung auseinander liefen, so lief es ganz durch die von ihnen gebildete Linie, und stieß am Ende derselben auf den Elephanten, auf welchem der Statthalter saß. Es fiel über diesen her, und suchte ihn mit dem Horne zu verwunden, wogegen der Elephant nach allen Kräften das Nashorn mit seinem Rüssel abzuhalten und zu fassen

suchte. Nach hartnäckigem Kampfe erlahmte der Statthalter die Gelegenheit, demselben seinen Speiß in den Bauch zu stoßen, worauf es stürzte. Bei einer Jagd welcher Bruce in Abyssinien bewohnte, stürzte ein Nashorn betäubt nieder, als eine Kugel die Spitze seines Hornes abgeschlagen hatte, erholte sich aber bald wieder. Wird das Nashorn verfolgt, so läuft es immer im dichtesten Gesträuche. Abgestorbene oder angefallene Bäume stürzt ein solches Thier eben so leicht nieder, als ob sie mit Kanonen niedergeschossen würden, und sie fallen vor und hinter ihm in allen Richtungen nieder, während sich junge und saftvolle biegen. So lange das Thier fliehen kann, flieht es; kann es aber nicht mehr ausweichen, so stürzt es nieder auf den Feind, und zertritt ihn, oder sucht ihm sein Horn in den Leib zu stoßen. Zwar ist sein Gang schwerfällig, aber dennoch schnell, nur kann es sich nicht leicht umkehren. Ohne Noth scheint es aber träge, und zeigt überhaupt wenig List und Verschlagenheit. Die Schecarries oder eingeborenen Jäger in Hindostan, die auf das Rhinoceros Jagd machen, sind gewöhnlich mit Inngals oder schwerfälligen Büchsen bewaffnet, wie man sie besonders zur Vertheidigung der aus Erde erbauten Forts gebraucht. Sie sind den alten Musketen sehr ähnlich. Die Kugeln die sie schießen, wiegen ein bis drei Unzen. Manche haben an diesen Büchsen eiserne Gabeln, ein oder mehrere Fuß lang, nahe an der Mündung mit einer Angel befestigt, die ihnen dient in einem Graben, Busch oder in die Erde gesteckt, die Büchse zu tragen, um dann desto besser und sicherer zielen zu können. Bei der Vertheidigung von Lehmsforts, besonders in Bundeikund bewiesen die Belagerten erstaunliche Geschicklichkeit im Gebrauche dieser Waffe, und fehlten ihren Gegenstand selten, so weit er auch weg sein mochte. Alle, in Indien zum Gebrauche der Eingeborenen verfertigten Feuergegewehre, haben einen engen cylindrischen Lauf und sehr kleine Mündungen. Diese geben der Kugel eine wunderbare Gewalt. Der Gewalt einer, aus einem solchen Inngal geschossenen, eisernen Kugel muß das Rhinoceros bald unterliegen; doch zuweilen rennt es, von einer oder mehreren Kugeln getroffen noch mehrere Stunden herum, bis es fällt. Befindet sich der Schecarrie auf einem Baume oder auf irgend einer andern unzugänglichen Stelle, wo er sich sicher weiß und fest und genau zielen kann, so fehlt er das Thier selten. Gewöhnlich zielt er nach den Augen, nach der Brust oder unter die Schulterhaut, und bringt ihm so eine äußerst gefährliche Wunde bei.

Das Rhinoceros geräth in Wuth, brüllt und stampft, wühlt mit den Füßen und dem Horne wie ein Stier die Erde auf, rennt gegen Bäume an, kurz gegen Alles, was ihm in den Weg kommt. Der behutsame Schecarrie

der Bucher
in Buch ge
milde Erze
in nicht an
in dreyen
die Hohen
sind. Ab
nicht Die
von nicht
nicht in
in Buch
ab; kann
auf den
in den
is, aber
nischen.
erhalten
s oder
angere
hinterli
zur Ver
brucht.
die Kugel
in jeder
im Buch
ist, die
Erde ge
er und
ng von
die Be
ne diese
weit er
Gebrauch
oben einer
Kündung.
malt. De
possem, si
liegen; ich
ungeln groß
ist. Hinte
auf irgend
her, weil
s. Die
der Buch
so eine
Mit und
wie ein
wegen
ne Scher





1837.

Die Fischer.

wartet mit Geduld, bis es den letzten Achemzug thut, denn er weiß, daß, so lange noch ein bißchen Leben in ihm ist, es sehr unklug wäre, aus seinem sichern Hinterhalte hervorzukommen, oder sich der Wuth der erjagten Beute auszulösen.

Als ein Beweis der außerordentlichen Wildheit des Rhinoceros kann ein merkwürdiger Vorfall dienen welcher sich vor einiger Zeit in Hindostan ereignete. Zwei englische Offiziere in Dinapore machten einst eine Jagdpartie am Ufer eines Flusses. Eines Morgens früh, als sie noch vor Tagesanbruch zum Waidwerk aufbrachen, bemerkten sie plötzlich Unruhe und Verwirrung und wie sie sich umfahen ein Rhinoceros, das ihre Pferde zerriß die sich nicht retteten und weheten, da sie am Kopf, und beiden Füßen angebunden waren. Die Bedienten ergriffen die Flucht und liefen nach dem nahen Jow-Wald; die Offiziere fanden gerade noch Zeit auf einen kleinen Baum zu klettern, bevor das wüthende Thier die Pferde zerfleischt und sie bemerkt hatte. Sie waren noch ganz und gar nicht außer Gefahr besonders da es den drohenden Anschein bekam, als wolle das Rhinoceros sie herab werfen. Nachdem sie einige Zeit in der größten Gefahr geschwebt und alle Versuche das Thier zu verjagen vergebens angewandt hatten, sahen sie endlich die Sonne aufgehen, mit deren erstem Strahle das Rhinoceros sich in den Wald zurückzog.

Der Fischer.

Skizze aus dem Tagebuch eines Reisenden.
(Mit einer Composition von G. R. Tab. IX.)

Ein ruhig schöner Abend lächelte vom Himmel herab, Himmel und Erde waren so friedlich, als ob nie ein Sturm ihre Ruhe getrübt, und sogar der Ocean war so spiegelglatt, als ob sein Busen noch nie betrogen, als ob noch nie ein Wanderer seinen Tod in seinem Schooße gefunden. Die Sonne war gesunken und die Dämmerung würde ihre Schatten über die Natur ausgebreitet haben, wenn nicht der Mond sich im vollen Glanze erhoben und mit seinen Strahlen freundlich auf die Erde herabgelächelt hätte. Es war eine Stunde und ein Schauspiel, die die Seele zur Anbetung des großen Wesens auffordern, welches nie aufhört über seine Werke zu wachen, und dessen schützende Hand sich ausbreitet über das grünende Festland sowohl, als wie über die spurlosen Fluthen des endlosen Oceans.

An einem solchen Abende waren mehrere Personen um die neue Fischer-Hütte, am Ufer der westlichen Küste der Grafschaft Devon, versammelt. Die Wohnung war

nach der guten alten Weise gebaut, und die Bequemlichkeit mehr berücksichtigt worden, als wie der Schein. Zu beiden Seiten der Thüre hingen Netze, Angeln und Körbe, die auf den Beruf des Eigenthümers hindeuteten, der eben jetzt Abschied von den Seinigen nahm, die ihm „Gottes Segen“ zur Reise wünschten. Ein würdig aussehender Greis lehnte sich auf das Geländer und sprach mit einem Mädchen, dessen Hand auf der Schulter ihrer Schwester ruhte. Der Fischer, mit seiner dichten Jacke bekleidet und mit langen Stiefeln, zur Abfahrt fertig, hob noch einmal einen kleinen Knaben an seine Lippen und warf der Mutter und Gattin, die einen Säugling im Schooß hielt, noch einen freundlichen Blick zu. Ein kleiner Knabe, das Ebenbild des Vaters, stand ihm zur Seite und trug einen großen Mantel auf der Schulter und eine Laterne in der Hand, die Licht geben sollte, wenn der Mond untergegangen.

„Viel Glück, viel Glück!“ rief der alte Mann; „viel Glück und eine glückliche Wiederkehr, John: Du brauchst nur Gottes Segen und den hast du, wenn du darum bittest: aber du kannst den Meinigen auch nehmen, — Gott segne dich und gute Reise!“

Der Segen fand Wiederhall im Herzen seines guten Weibes, und so schied er denn und stieg langsam das Ufer hinab, um sich mit seinem Huten in das wartende Boot zu setzen.

Mit der frühesten Morgentöthe war des Fischers Familie in Bewegung; das älteste Mädchen ordnete geschäftig die kleine Wohnstube, während die jüngere Schwester das Frühstück bereitete, und die Mutter vor dem prasselnden Feuer die Kleider ihres Gatten und Knaben wärmte. Eine Stunde verging und sie wurde etwas besorgt, daß er über die gewöhnliche Zeit ausblieb. Eine zweite Stunde war verschwunden, als sie zu ihrem Vater sagte: „Vater, geht doch auf den Hügel und versucht ob ihr sein Segel auf der Wasserfläche sehen könnt; er bleibt selten so lange, wenn das Wetter schön und das Meer ruhig ist; unser kleiner Knabe war auch nicht ganz wohl gestern Abend, und schon dieses allein sollte ihn veranlassen nach Hause zu eilen.“

Der alte Vater gieng, und seine Enkel folgten ihm bald, bis die Mutter allein zurück blieb, die den sorglosen Säugling in der Wiege schaukelte. Nach Verlauf einer andern Stunde kam die älteste Tochter mit der Nachricht zur Mutter, daß ein Nachbar in der Nacht mit dem Vater gesprochen habe, und daß er gewiß bald zu Hause seyn würde.

„Das gebe Gott!“ sagte sie mit tiefbewegter Stimme; „noch nie blieb er so lange, als wie damals in der Nacht als er die Mannschaft der *Marie* rettete.“

Dann schürte sie noch einmal das Feuer wieder an, ordnete noch einmal die Kleider vor denselben, und schütete etwas heißes Wasser in die Tassen: aber auch noch immer blieb das Frühstück unangerührt.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die Familie noch einmal sich unter ihrem bescheidenen Dache versammelte, aber das Haupt fehlte noch immer. Sie setzte sich nieder zu einem Freudlosen Male, denn die Stühle zu beiden Seiten der Mutter blieben unbesetzt. Der Greis war der einzige der nichts Schlimmes zu fürchten schien, aber dennoch beschleunigte er sein Frühstück und eilte zur Hütte hinaus.

Der Nachmittag verschwand und die Sonne war bereits dem Untergange nahe, als des Fischers Gattin, nach dem sie den Säugling in den Schlaf gelullt, selbst auf den Hügel stieg, der eine weite Aussicht über den Ocean darbot. Die kleine Familie war bald an demselben Orte versammelt, aber nirgend auf der weiten Fläche war ein Boot zu sehen, nirgend ein Zeichen der Hoffnung, als wie der Anblick der Wellen, die zu friedlich zu seyn schienen um gefährlich zu seyn.

Ihre tiefgefäßte Angst blieb nun nicht länger mehr verheimlicht; und während der greise Vater auf und abging, ernstes Blickes nach dem einsamen Meere sehend, weinte Mutter und Tochter laut schluchzend.

„Ohne Furcht kann der seyn, der sein Vertrauen auf Gott setzt!“ rief der Vater aus. Diese Worte, ob schon unwillkürlich geäußert, verfehlten ihre Wirkung nicht.

„Ihr habt recht!“ sagte die Mutter, „er vertraute immer auf Gott, und Gott wird ihn jetzt gewiß nicht verlassen.“

„Erinnerst du dich, Marie,“ fuhr der alte Mann fort, wie oft mir die Vorsehung geholfen, im Sturme und in der Noth, wann menschliche Hülfe ferne war und auch nutzlos gewesen wäre wenn nahe?“ — Und so suchten sie sich gegenseitig aufzuheitern und zu trösten, dennoch ergeben in den Willen des Himmels, sey es nun daß er sanften Thau zum Erquickern, oder heftigen Regen zum Niederdrücken sende. Von jenem Hügel der über den weiten Ocean hinaus sah, erhob sich ihr vereinigt Gebet zu Gott, daß er sie nicht trostlos mache!

Der Fischer, der Gegenstand ihrer Hoffnung und Furcht, war während der Nacht glücklich gewesen, und als er mit Tagesanbruch heimwärts lehren wollte, da erinnerte er sich seines Versprechens etwas Seegras mit nach Hause zu bringen. Er war eben dann nahe bei Felsen, die nur bei niedrigem Wasser zu sehen sind; er ruderte hin, sprang auf die Klippen, befestigte das Seil seines Boots an ein

hervorstehendes Stück und nahm seinen Haken mit sich. Er sammelte viel Gras, aber in dem eifrigen Bemühen es zu finden, hatte er sich von dem Landungsplatze entfernt, als er seinen Knaben laut rufen hörte, daß das Boot nicht mehr befestigt sey. Er sprang augenblicklich hin, aber es war schon mehrere Klafter vom Ufer entfernt; der Knabe bemühte sich umsonst die Ruder zu gebrauchen, und Neptun, sein treuer Hund, sprang heulend von einem Ende des Boots zum Andern, als ob er die Gefahr seines Herrn erkenne.

Der Fischer erkannte das Schreckliche seiner Lage; er wußte daß die Futh schnell steigen würde, und seine Hoffnung auf Rettung war verschwunden, als er bemerkte, daß sein Knabe ein Ruder über Bord hatte fallen lassen. „Water, Water!“ rief der arme Kleine, „was soll ich thun?“ — Aber das Schiffchen war in diesem Augenblicke schon so weit fortgetrieben, daß der besürzte Vater kaum die Worte hören konnte: er stand ergeben in das Loos, das seiner wartete, und betrachtete mit bekümmerten Blicken das einzige Rettungsmittel, welches sich immer mehr und mehr von den Felsen entfernte. Er hatte ein kurzes Gebet an den Allbarmerzigigen gerichtet, als in einem Augenblicke ein Licht in seiner Seele tagte. „Guter Gott!“ rief er aus, „es ist noch Rettung da!“ Und dann, mit der Kraft der Hoffnung, die mit der Verzweiflung kämpft, sammelte er alle Steine, die um ihn her lagen, und häufte sie auf der höchsten Spitze des Felsens auf: es war wunderbar, wie in so kurzer Zeit er so viele Felsenstücke zusammengethürmt hatte, aber der Allmächtige gab Kraft seinem Arme, und er arbeitete ja nicht nur für sein Leben allein, sondern für Wesen, die ihm noch theuer waren. Die Fluth kam, und immer höher und höher stiegen die Wellen, und nöthigten ihn bald, seine Arbeit zu verlassen. Er stieg dann auf den Steinhäufen, steckte seinen Bootshaken in eine Spalte des Felsens und bereit für seine Erhaltung zu kämpfen: aber sein Muth sank, als er nachdachte, wie schwach die Möglichkeit sey, daß die Fluth nicht über seinen Kopf stiege. Dennoch war er fest entschlossen, alles zu thun, um sein Leben zu erhalten. Die Wellen waren nicht heftig, und der Bootshaken gab ihm hinreichende Stütze.

(Der Beschluß folgt.)

R ä t h s e l.

Vor der Hitze, vor der Kälte, bin ich da, dich zu bedüten,
Stoßfisch auch und gelben Knaster biet ich dir und Pfeffer
Düten.

A. P.

in die
Veränder
stige ent
auf der
möglichst
die entwer
verändert
das stück
sich hand

der Zug;
und sein
verwehre,
lassen.
zu ich
Lagen
Bier
in der
immer
ich im
Es hat
er, als
er sagte.
ja!"
für der
le um
der
Zeit er
er Au
tete ja
n, die
immer
er ihn
auf den
ste des
aber
Mög
stige
um sein
g, und

den
die Pöf
n. d.